

**Adelbert-von-Chamisso-Preis 2007**

Laudatio von Milan Richter zur Verleihung  
des Adelbert-von-Chamisso-Preises der Robert Bosch Stiftung  
an Magdalena Sadlon,  
am 27. Februar 2007 in der Allerheiligen-Hofkirche, Residenz München

– Es gilt das gesprochene Wort! –

(Solange es schön ist)  
In der Weltmarkthalle der Geschichten

Als einer, der sich lange mit einem großen Künstlers beschäftigt hat, neige ich dazu, durch dessen Erlebnisse oder Erfahrungen vieles, auch z. B. München, zu betrachten. Da jener Künstler Franz Kafka ist, will ich über ein eigenartiges Ereignis berichten. Kafka las im November 1916 in München seine Erzählung „In der Strafkolonie“. Im Leseraum über der damaligen Buchhandlung Goltz beim Café Luitpold sollen laut Erinnerungen von Eugen Mondt *„verschiedene Frauen aufgestanden sein und den Raum verlassen haben“*. Laut Max Pulver war es noch schlimmer: *„Messerscharf drangen seine Bilder in mich ein, Eisnadeln voller abgründiger Quälerei. Auch der Hörer wurde in diese Höllenqualen hineingerissen, auch er lag als Opfer auf dem wippenden Marterbett. – Ein dumpfer Fall, Verwirrung im Saal, man trug eine ohnmächtige Dame hinaus. Die Schilderung ging inzwischen fort. Zweimal noch streckten Kafkas Worte Ohnmächtige nieder. Die Reihen der Hörer begannen sich zu lichten. Manche flohen im letzten Augenblick...“* Die Kafka-Forscher bezweifeln, dass die Lesung einen solchen brutalen Ausgang hatte, aber man darf nicht vergessen, dass der Erste Weltkrieg im vollen Gange war und dass Kafka jede Art von Quälerei liebte: „Ja“, schreibt er in einem Brief an seine Freundin Milena, *„das Foltern ist mir äußerst wichtig, ich beschäftige mich mit nichts anderem als mit Gefoltert-werden und Foltern. Warum? ...Nämlich um aus dem verdammten Mund das verdammte Wort zu erfahren.“*

Nun, meine Damen und Herren, bitte, verlassen Sie diese wundervolle Kirche nicht, hier wird nicht mehr übers Foltern gesprochen. Die Chamisso-Preisträgerin Magdalena Sadlon stammt zwar auch aus Mitteleuropa, ist auch jüdischen Ursprungs, aber sie braucht nicht auf Kafkasche Weise die verdammte Wahrheit zu erfahren. Sie bedient sich einer anderen Methode. In ihrem kurzgehaltenen Roman „Solange es schön ist“ wird Spannung und Schauer dadurch erzeugt, was nicht gesagt wird. Oder was fast nicht gesagt wird. Wir erfahren z. B. im vorletzten Minikapitel, dass *„ein Bus sich endlich der Haltestelle näherte“* und dann im Schlusskapitel wird von einem Augenzeugen (so beiläufig, beim Frühstück) berichtet: *„Die ganze Mauer war voll Blut, wie der Bus die Leute dagegen gepresst und zerquetscht hatte“*. Nichts mehr... Und – es begann doch so schön: Eine kleine Hausgemeinschaft, eigentlich vier oder fünf Bewohner eines Wiener Zinshauses und deren an-

derswo wohnende Verwandte, die einander gut oder noch besser kennen, die miteinander gut oder noch besser auskommen – und die Autorin bewegt mit der „erlebten Rede“ und mit der ständigen Änderung der Figuren und der Erzählperspektive sehr geschickt die Schnürchen des Geschehens...

Schon der erste Satz des Romans „Solange es schön ist“ klingt unheilvoll: „*»Irgendwann werde ich diesen Köter vergiften«, brach es aus Johanna heraus.*“ Etwas Unheilvolles wird vom ersten Satz an angekündigt, aber wir wissen nicht was. Das erinnert wohl an die berühmte Erzählung des Schweden Stig Dagerman „Ein Kind töten“, in der nach ein paar Sätzen die Ankündigung kommt: „*Es ist der glückliche Morgen eines schlimmen Tages, denn an diesem Tage wird im dritten Dorf ein Kind von einem glücklichen Manne getötet werden. Noch sitzt das Kind am Boden und knöpft sich sein Leibchen, und der Mann, der sich rasiert, sagt, heute wollten sie eine Ruderschaft auf dem Fluss machen...*“ Der Unterschied ist aber offenkundig, denn Magdalena Sadlon wird uns zuerst erzählen, wie es aussieht, wenn es „so lange schön ist“. Viel ist zwar in den menschlichen Beziehungen verloren gegangen, die Vergangenheit wimmelt gerade vor zerrissenen Mutter-Tochter-Fäden, Mann-Frau-Beziehungen, aber das kleine alltägliche Handeln der Figuren schreitet voran zu „einem glücklicheren Morgen“, wo Sehnsüchte endlich erfüllt werden. Johanna jedoch – die Autorin mag sie anscheinend von allen Gestalten am meisten – meint dazu ganz nüchtern: „*Jeder scheidet mit einer unerfüllbaren Sehnsucht aus dieser Welt. Das ist der Sinn des Lebens, die Treue zu dieser Sehnsucht.*“ Man darf aber nicht vergessen, dass jener *glücklichere Morgen* zu „einem schlimmen Tag“ gehört, wie es bei Stig Dagerman schon zu Beginn so prophetisch heißt.

„*Mach einen neuen Menschen aus mir!*“ sagt Johanna zu ihrem Liebhaber von nebenan. Wie kann so was verwirklicht werden? Ist der alte Mensch alt wegen seines Schattens? Eines Schattens, in dem er seine Vergangenheit verbirgt? Nun, so leicht ist es wieder nicht – seinen Schatten samt seiner Vergangenheit wegzulegen. Nein, nicht wegzulegen... aber vielleicht – zu verkaufen? Da kommt jemand und rollt deinen Schatten ein: Ist es der Teufel... dieser Mann im grauen Mantel? Dieser dünne Kerl, der wie ein Zwirn aussieht?

Ja, Sie haben recht: ich bin von der Preisträgerin weggelaufen. Eigentlich nur übergelaufen zum Namensgeber des Preises, zu Adelbert von Chamisso persönlich: Auf Schloss Boncourt, Frankreich 1781 geboren, als 9-jähriger mit den Eltern vor der Französischen Revolution nach Deutschland geflüchtet und dort später Dichter und Naturforscher geworden. Nun, klingt es nicht ähnlich, wenn wir über Magdalena Sadlon sagen: „In Zlaté Moravce, Slowakei, 1956 geboren, als 12-jährige mit ihrer Familie vor der russischen Okkupation nach Österreich geflüchtet und dort später Schauspielerin und Schriftstellerin geworden.“? – Aber bleiben wir noch eine Weile bei Chamisso. Er bekommt in Berlin gerade einen Besuch: vom dänischen Märchenerzähler Hans Christian Andersen. Es ist der 12. Juni 1831. Der Däne ist 26 Jahre alt, der Franzose, Entschuldigung, der Deutsche ist gerade 50 geworden. „*Chamisso war ein*

großer, kräftiger, magerer Mann,“ beschreibt ihn Andersen. *„Graubrauner Schlafrock, gutmütiges Gesicht, lange graue Haarlocken – ähnelte einem Eremiten aus der Wüste. ... Später: Chamisso lud mich ein zu einer literarischen Veranstaltung. Er stellte mich der Menge vor, als dänischen Dichter, wie er sagte, hervorragenden Mann.“* Und drei Tage später schreibt der wohl nicht bescheidenste dänische Dichter: *„War wieder bei Chamisso. Er küsste mich recht zärtlich, wir spazierten in seinem schönen Garten und er zeigte mir seine unlängst gedruckten Gedichte, darunter auch jene, die er übersetzt hatte. Béranger, Victor Hugo und ich waren die Autoren jener Gedichte.“* Wir wissen aber auch, dass Chamissos Novelle *„Peter Schlemihls wundersame Geschichte“* eine Inspirationsquelle für Andersens Märchen *Der Schatten* wurde. Freilich, im Märchen wird der Schatten zum Herrn – aber auch er braucht einen Schatten, denn ohne Schatten wird ein Mensch mindestens verdächtig, ein Geist zu sein. Hier ein kleines Zitat: *„»Eure königliche Hoheit,« sagte der Schatten, »ich weiß, Ihr Übel liegt darin, daß Sie viel zu viel sehen, aber das hat sich verloren. Sie sind geheilt; ich habe nämlich gerade einen ganz ungewöhnlichen Schatten! Sehen Sie die Person, die mich immer begleitet? Andere Menschen haben einen gewöhnlichen Schatten, aber ich bin nicht für das Gewöhnliche. Man gibt seinem Diener zuweilen feineres Zeug, als man selbst es trägt, und in der gleichen Weise habe ich meinen Schatten als Menschen aufputzen lassen! Ja, Sie sehen, daß ich ihm sogar einen Schatten gegeben habe.«“* Diese Geschichte gehört zu 60 Andersen-Märchen und Erzählungen, die ich übersetzt habe – aber ist vielleicht der einzige Text, wo ich einen indirekten Bezug zu Chamisso vorweisen könnte. Nein, es gibt noch der zweite: Dass wir beide, Chamisso und ich, Andersen aus dem Dänischen übersetzten.

Die Anwaltssekretärin Johanna Brütt aus Magdalena Sadlons Roman *„Solange es schön ist“* fühlt sich ohne Männer wie ohne ihren Schatten. Sie sehnt sich zwar nach Liebe, will „bindungsfähig“ sein (noch mehr nach dem Scheitern ihres Verhältnisses zu Robert), aber vom Türnachbarn, dem Laienfotografen Gregor, bei dem sie zuerst körperliche Befriedigung findet, bekommt sie als Antwort, Liebe sei vergänglich und Leidenschaft sei, was zählt, denn die verbindet und macht sogar den anderen geil: *„Leidenschaft ist ansteckend.“* Man hört immer noch Johannas verzweifelten Schrei: *„Mach einen neuen Menschen aus mir!“* Und als ein Echo kommt Karolines Seufzer aus Ödön von Horváths Stück *„Kasimir und Karoline“*, aus jener Szene, die sich beim Oktoberfest in München abspielt: *„Man hat so eine Sehnsucht in sich – aber dann kehrt man zurück mit gebrochenen Flügeln und das Leben geht weiter, als wäre man nie dabei gewesen.“*

Auch in den Romanen von Magdalena Sadlon geht das Leben weiter, „als wäre man nie dabei voll gewesen“. Der einsame Held in *„Die wunderbaren Wege“*, der aus der Provinz gekommene, pensionierte Lehrer Jakob Sagmeister wandert durch Wien zwischen der Sehnsucht dem Alltagstrott zu entkommen und der Geborgenheit des Bekannten, Erlebten, zwischen Mut und Wahnwitz. Geschickt, mit Übersicht gestaltet Magdalena Sadlon ihre Fi-

guren von innen und vermeidet peinlich jede „Überhitzung“ der Sprache dank der kompromisslosen Anwendung der „erlebten Sprache“, in der die Erzählperspektive reich und mannigfaltig wird.

Seite 4

Beim Lesen der wunderbaren Wege Jakob Sagmeisters durch Wien und durch seine Erinnerungen spüren wir unwillkürlich die geistige Präsenz Robert Walsers, dessen Romancharaktere jedoch ihrer Existenz mehr beim Suchen als beim Finden eine zweite Chance geben möchten. Und bei der Lektüre des zweiten Romans kommt uns Schnitzlers „Reigen“ in den Sinn oder Canettis „Hochzeit“. Die beiden gerade genannten Werke sind jedoch Theaterstücke mit explosiver und explizit geäußelter Sexualität – während Sadlon in „Solange es schön ist“ mit diesem Thema sehr diszipliniert und dezent arbeitet. *„Bei aller kalkulierten Sparsamkeit der Mittel lebt die Handlung des Romans von ihrer hintergründigen Dynamik,“* schreibt Paul Jandl in der Neuen Zürcher Zeitung. Diese Dynamik schöpft ihre Kraft aus einer reichen Quelle von ausgesuchten Redewendungen und dichterisch anmutenden Sätzen, wie z. B.: *„Und daß ein Geheimnis nur ein schleichendes Gift war, das die Menschen böse machte, wußte doch jeder.“* Die Plastizität der Romancharaktere wird erzielt durch das ständige Wechseln der Erzählperspektive, wie auch durchs Implantieren kleiner Fetzen des eben Geschilderten oder Gesagten im nächsten Kapitel. - - - Ja, dieser schmale Roman ist (und hier muss man wirklich nicht übertreiben) ein Meisterwerk, das zweifellos den Chamisso-Preis verdient.

Als ich im Februar 1990, nur einige Wochen nach der „samtenen Revolution“ in meiner Heimat, der Tschechoslowakei, acht slowakische Autorinnen und Autoren dem Wiener Publikum im Literarischen Quartier Alte Schmiede präsentierte, saß hinter mir in einer kleinen Gruppe der österreichischen Mitwirkenden eine scheue junge Frau, die Texte meiner Kolleginnen auf Deutsch las. Es war Magdalena Sadlon. Sie hatte die meisten Texte auch übersetzt, einschließlich meiner Gedichte. Ihre Übersetzungen (neben jenen von Reiner Kunze) halte ich für die besten Nachdichtungen meiner Texte in eine fremde Sprache überhaupt. In diesem Falle in eine Sprache, die der 12-jährigen Magdalena, als sie nach Österreich kam, sicher fremd klang, aber die sie später zu ihrer eigenen machte, zur Sprache ihrer Kommunikation und ihres literarischen Schaffens. Kurz nach der Besetzung der Tschechoslowakei durch die Truppen des Warschauer Paktes hat es Zehntausende Slowaken in die weite Welt verschlagen. Es gab darunter etliche Schriftsteller – die schafften es nicht mehr, die Gastgeber-Sprache zu übernehmen, eigen zu machen. Ladislav Mňáčko schrieb seine Romane im österreichischen Exil nur auf Slowakisch, ebenso Jaroslava Blažková in Kanada oder Dušan Šimko in der Schweiz. Dagegen junge Slowakinnen und Slowaken, die erst in ihren Gastländer begannen, Literatur zu schreiben, haben mit der neuen Heimat auch neue Sprache gefunden, obwohl es nicht immer einfach war. Irena Brežná, die mit 18 Jahren nach Basel kam, behauptet: „Die größte Erschütterung der Emigration war der Verlust der Sprache“. In der „angeeigneten“ Sprache schreibt auch Zdenka Becker (Österreich) und Jarmila Očkayová (Italien). In-

interessanterweise verläuft die Rezeption beider „Sprachgruppen“ verschieden in deren Wahlländern und in deren Heimat: die Slowakisch-Schreibenden kennt man besser „zu Hause“, in der Slowakei, während jene, die ihre Wahlsprache zur Literatursprache machten, werden dort populärer, wo sie leben. Und dank einem verzweigten System von literarischen Preisen bekommen sie Auszeichnungen – wie Magdalena Sadlon heute hier in der Allerheiligen-Hofkirche zu München.

Der Adelbert-von-Chamisso-Preis, seit 1985 von der Robert Bosch Stiftung verliehen, bildet (mit dem Förderpreis) eine kleine bunte Galerie der Grenzgänger zwischen den Muttersprachen und der deutschen Sprache, zwischen den jeweiligen Nationalkulturen und Kulturen der deutschsprachigen Länder. Zu dieser imaginären Galerie gehört aber auch ein Depot, in dem Schriftsteller samt ihren Texten versammelt sind: Romancier, Dramatiker, Dichter, Essayisten, die (wie es Harald Weinrich schön formulierte) *„von der deutschen Sprache einen solchen Gebrauch machen, dass sie diese Geschichte weiter-schreiben“*, d.h. die Geschichte Deutschlands; wohl auch die Geschichte anderer deutschsprachiger Länder. Eine umfangreiche Galerie, in der die deutsche Sprache Arbeit, Beruf, Kommunikationsmöglichkeit, geistige Heimat und Schicksal bedeutet. Eigentlich stelle ich mir die Literatur mit ihren Schöpfern als eine riesige Weltmarkthalle vor: Unten, im Kellergeschoß, sitzen die großen Geister, Sophokles, Dante, Shakespeare, Milton, Goethe natürlich, Heine auch, Tolstoi – ja, man kennt sie alle, Menschen scharen sich um sie, deklamieren ihre Texte... Im ersten und zweiten Stock findet man die Zelebritäten unserer Tage (J. K. Rowling mit ihrem Harry Potter persönlich, Umberto Eco, Milan Kundera, Orhan Pamuk, Günter Grass, auch er – ja, man kennt sie alle), die Lautsprecher machen Götter, Wort-Götter aus ihnen, das Volk läuft dorthin, will etwas Göttliches abbekommen... im Guten und Bösen. Aber ich mag das Erdgeschoß am liebsten: hier herrscht die verzweigte Moderne und Avantgarde des 20. Jahrhunderts. Ich würde natürlich sofort zum Rilke-Stand gehen, den gebrechlichen Dichter begrüßen, ich würde mir den Kafka-Stand im Stil eines Gerichtshofs nicht entgehen lassen, Joyce, Hemingway, die Familie Mann... Und in einer gut gelüfteten Ecke, wo es viel Gehen und Kommen gibt, würde ich den Gemeinschaftsstand „Mitteleuropa“ besuchen: den tschechischen Dichter Vladimír Holan (von Jaroslav Seifert „schwarzer Engel“ genannt – ach, wie mochte ich einst beide!), den jüdischen, ungarisch schreibenden Romancier Imre Kertész (jónapot kívánok, Imre!), den Südtiroler und Wahlwiener Gerhard Kofler, meinen guten Freund (seine „Nackten Mädchen“ leben weiter auch in meiner Nachdichtung, aber er leider nicht mehr) und gleich nebenan würde ich eine ironische, aber gutherzige Aufschrift über einem Ministand erblicken: „Solange es schön ist“. Ja, erraten! Magdalena Sadlon, bescheiden und nachdenklich wie immer, würde dort sitzen oder unbeholfen nett ihre Produkte anbieten, darunter die schon vergriffenen 41 Anagramme „Man sucht ein Leben lang“, das Buch „Entweder Olga“ und natürlich „Die wunderbaren Wege“. Es würde sich eine schöne Lesergruppe um Magdalenas Stand bilden, die Leute würden ältere und neuere Bücher in die Hand

nehmen, hier und dort was kaufen, aber vor allem sich wohl fühlen und sich auf die Lektüre freuen, denn wer fühlt sich nicht wohl, „solange es schön ist“...

Seite 6

Ja, bitte, meine Damen und Herren, träumen Sie mit! Aber eines müsste bei dieser Träumerei garantiert sein: keine Bushaltestelle um die Ecke, an der Magdalena Sadlon ihren Lesern, dieser speziellen Hausgemeinschaft, begegnet.

Milan Richter